

Prof. Dr. Alfred Toth

Die Vorgegebenheit der Zeichen

1. In Toth (2010) wurde argumentiert, dass am Anfang des Erkenntnisprozesses Zeichen und nicht Objekte stehen. Objekte wurden als monokontextualisierte Zeichen aufgefasst. Vor der Semiose steht in Einklang mit der Polykontextualitätstheorie (vgl. Mahler 1985, S. 33) die Kenose und an ihrem Anfang Keno- und Morphogrammatik. Demnach ist ein Objekt also nicht ein nicht oder noch nicht semiosisiertes Etwas, sondern ein maximal desambiguiertes Zeichen, welches wir daher als absolut im Sinne des *factum brutus* wahrnehmen. Mit dieser Methode kann man vor allem vermeiden, dass es nach der Metaobjektivationstheorie Benses (vgl. Bense 1967, 9) drei Sorten von Objekten gibt: 1. nicht-semiosierte Objekte, 2. metaobjektivierte Objekte (d.h. Zeichen), 3. Objekte im Objektbezug des Zeichens (und vielleicht noch mehr, wenn man die Präsemiotik hinzuzieht: kategoriale Objekte, disponible Objekte).

2. Gibt es ein Etwas mit Umgebung, das kein Zeichen ist? Jedenfalls steht fest, dass wir niemals isolierte Objekte wahrnehmen, sondern sie treten immer entweder in Objektfamilien oder in Umgebungen anderer Objekte auf. Damit ist freilich etwas anderes gemeint als: Objekte zu Zeichen zu erklären. Hier liegt eine bloße Verfremdung vor, und das vielzitierte Beispiel vom Knoten im Taschentuch hat keine als eine rein private Relevanz, man spricht hier auch eher von „Gedächtnisstützen“ als von Zeichen. Hingegen bilden die Qualitäten, die wir bei der Wahrnehmung der Natur vorfinden, sofort Zeichenrelationen, insofern wir sie nämlich anhand von Prä-Kategorien wie Form, Farbe, Funktion, Gestalt, Grösse usw. gliedern, da wir sie sonst von anderen Objekten nicht unterscheiden könnten. Ob man hier von semiotischer Objektrelation oder von präsemiotischer Zeichenrelation spricht, ist im Grunde irrelevant. Jedenfalls tauchen auf dieser tiefsten semiotischen Ebene bereits Kategorien wie Sekanz, Semanz und Selektanz auf (Götz 1982, S. 4, 28), die man unschwer als Vorläufer der Peirceschen Universal-kategorien erkennt.

3. Auf einer nächsten Stufe kommt es dann zur Ausbildung der triadischen Zeichenrelationen, und zwar spielt es nach dem hier zugrunde gelegten Modell keine Rolle, ob wir Zeichen physei oder Zeichen thesei vor uns haben. Was den ersteren der Interpret, ist den zweiten der Zeichensetzer, hier kommt also erstmals das voluntative Subjekt zum Zuge, denn Eisblumen sind für ihre Objekte ebenso wenig Zeichen wie Ritzungen auf spätsteinzeitlichen Scherben für eine Kultur, welche diese Ritzungen nicht versteht (bzw. nicht einmal entscheiden kann, ob es blosse mechanische Verletzungen oder tatsächlich Schriftzeichen sind). Da die Icons durch ihre Vor-Bilder stark determiniert sind und die Indizes durch ihre nexal-hinweisende Funktion wenigstens schwach determiniert sind, handelt es sich bei ihnen a priori um motivierte Zeichen. Wir müssen somit den Motivationsgrad nur bei den Symbolen untersuchen. Wie wir wissen, gehen z.B. sämtliche Schriften und Zahlensysteme der Welt auf piktoriale Vorläufer zurück, d.h. auf Icons. Auch die Musik- und Blindenschrift sind mnemotechnisch, d.h. motiviert. Es dürfte in der Tat – falls jemand sich für die Mühe einer systematischen Untersuchung zur Verfügung stellte – nur noch das Lexikon der zahlreichen Sprachen der letzte Hort für angebliche Arbitrarität bleiben. Die Geschichte der Semiotik zeigt aber, dass man, von sehr wenigen Ausnahmen abgesehen, bis kurz vor Saussure (d.h. ca. 1910) Semiotiken mit motivierten Zeichen besessen hat. Der tiefere Sinn der Zeichen ruht ja in der Kommunikation, und wo Zeichen und Objekte Ähnlichkeiten besitzen, wird auf jedenfalls das Lernen und Anwenden der Kommunikation erheblich erleichtert. Novalis sprach vom „sympathischen Abgrund“ zwischen Zeichen und bezeichnetem Objekt (vgl. Toth 2008).

4. Zeichenklassen sind Mengen von Zeichen, und diese stehen für/repräsentieren/substituieren/weisen auf, usw. Objekte. Diese Mengenfunktion können sie nur darum übernehmen, weil abstrakte Zeichenrelationen keine konkreten Zeichen sind und die Kategorien der Zeichendefinition ideal und nicht real sind, d.h., wie Bense (1975, S. 16) sich ausdrückte, „zwischen Welt und Bewusstsein vermitteln“. Zeichen liegen daher auch in mehreren und in verschiedenen Kontexturen, und erst dann, wenn wir sie künstlich aus ihrem Mengen-

zusammenhang herausreissen und sie monokontextualisieren, bekommen wir etwas, das wir „als illusionistisches Produkt“ (Panizza) „Objekt“ nennen.

Bibliographie

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Semiotische Strukturen und Prozesse. Baden-Baden 1975

Götz, Matthias, Schjein Design. Diss. Stuttgart 1982

Mahler, Thomas, Morphogrammatik. Klagenfurt 1985

Toth, Alfred, Der sympathische Abgrund. Klagenfurt 2008

Toth, Alfred, Die Abschaffung der Universalkategorien. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2010

27.11.2010